

Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen: vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis - drei Geschichten und zwölf Thesen

Wierling, Dorothee

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wierling, D. (2008). Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen: vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis - drei Geschichten und zwölf Thesen. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 21(1), 28-36. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-270208>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen

Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis
– drei Geschichten und zwölf Thesen

Dorothee Wierling

1.

Das kommunikative Gedächtnis wird in der Regel verstanden als die persönliche Weitergabe selbst erlebter Geschichte, die mit einer hohen Glaubwürdigkeit ausgestattet, ungeformt, beliebig und unorganisiert erscheint, so Jan und Aleida Assmann, zugleich aber sozial konstruiert ist und auf diverse Gruppenzugehörigkeiten verweist. Das kulturelle Gedächtnis dagegen ist Assmanns zufolge weniger fluid als das kommunikative, es fixiert Geschichte und Geschichten als bedeutsam für eine Gruppe, z.B. eine Nation, es beruht auf Sammlungen und verbindlichen Deutungen, es ist eine Angelegenheit der Öffentlichkeit. (Assmann 1992, 48 ff.)

Für mein Thema – die Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen – entsteht sofort das offensichtliche Problem, dass der Zeitzeuge sowohl als ein Vertreter des kommunikativen als auch des kulturellen Gedächtnisses gesehen werden kann. Auch ein anders Gegensatzpaar: Gedächtnis und Geschichte, ist wenig nützlich in diesem Zusammenhang. Denn die Zeitgeschichte nach ihrer klassischen Definition im Prozess ihres Entstehens ist ja die „Geschichte der Mitlebenden“ (Rothfels 1953) und insofern wie das kommunikative Gedächtnis in ständiger Verschiebung nach vorn. War Zeitgeschichte in den fünfziger Jahren noch identisch mit der Geschichte der ersten Hälfte, so wäre nach der Rothfelschen Definition Zeitgeschichte heute diejenige der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die so umrissene Zeitgeschichte hat natürlich immer Zeitzeugen, z.B. uns. Was soll also die Rede vom Verschwinden des Zeitzeugen? Sie ergibt nur Sinn, wenn wir unter Zeitgeschichte eben nicht den sich immer weiter verschiebenden Zeithorizont des kommunikativen Gedächtnisses verstehen, sondern eingestehen, dass es uns wie den Begründern der „Zeitgeschichte“ als Subdisziplin nach 1945 um eine ganz bestimmte Zeit geht, nämlich die durch Krisen und Gewalt geprägte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, und um ganz bestimmte Zeitzeugen, nämlich die Opfer und Täter, Überlebenden und Mitlebenden der Kriege und Massenmorde dieser Epoche. Eine gewisse Fortsetzung in das späte 20. und frühe 21. Jahrhundert findet diese dramatische Zeitzeugenschaft in Deutschland lediglich in der DDR und mit deren Zusammenbruch – und in diesem Sinn ist ja auch 1989 als das Ende der Nachkriegszeit und des „kurzen“ 20. Jahrhunderts bezeichnet worden. An dieser letzten Zeitgeschichte und Zeitzeugenschaft haben aber die Westdeutschen nur einen äußerst geringen Anteil. Verglichen mit all dem andern sind unsere historischen Erfahrungen in der Regel viel zu trivial, um aus uns Zeitzeugen im emphatischen Sinn zu machen.

2.

Vor einigen Monaten wurde die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg von einer kleinen Delegation aus Magdeburg aufgesucht. Der westdeutsche Leiter einer dortigen Stasi-Gedenkstätte hatte uns gebeten, in einem kleinen *workshop* die Möglichkeiten und Probleme der *oral history* im Zusammenhang mit der Repression in der DDR und dem Gedenken daran zu behandeln. Linde Apel, die Leiterin unseres Oral-History-Archivs, der „Werkstatt der Erinnerung“, und ich stellten ein entsprechendes Vortragsprogramm zusammen, allerdings drang der Delegationsleiter – gegen unseren Rat – darauf, eine Zeitzeugin aus Magdeburg mitzubringen, die ebenfalls zu Wort kommen sollte. Mit ihr und den Gedenkstättenmitarbeitern kam auch eine Gruppe Studenten aus Magdeburg dazu. Bei der Zeitzeugin handelte es sich um eine ältere Dame, die als junges Mädchen in den fünfziger Jahren wegen ihrer oppositionellen Haltung verfolgt und dann für einige Jahre in jenem Gefängnis eingesperrt worden war, das heute den Sitz der Gedenkstätte ausmacht. Nach drei Vorträgen über den Umgang mit solchen Zeitzeugen, über den Einsatz des Interviewmaterials im Museum und über die Deutungen des Stalinismus im Kalten Krieg kam die Zeitzeugin selbst ausführlich zu Wort. Und es war, als wäre damit der bis dahin vermeintlich gemeinsame Lernprozess wie ausgelöscht: Nicht nur hatte die Zeitzeugin selbst nichts von dem aufgenommen, was gesprochen worden war – auch das Publikum wagte nicht, ihre im krassen Gegensatz zum bisher Vorgetragenen stehenden Aussagen und Deutungen in irgendeiner Weise in Frage zu stellen, und sei es noch so taktvoll. Statt dessen verliehen ihr das Leiden im Stasi-Gefängnis und ihr weiteres Unglück in der DDR eine Aura, der man nur in respektvollem Zuhören begegnen konnte. Nicht nur ihre Erfahrungen, sondern auch ihre Deutungen blieben unwidersprochen. So griff sie den zuvor von dem Referenten Friedhelm Boll ausführlich kritisierten, aber in den fünfziger Jahren offiziell benutzen Begriff des „KZ“ für die DDR-Internierungslager und Gefängnisse distanzlos auf, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Insbesondere die Studenten, aber auch die Gedenkstättenmitarbeiter waren – wieder einmal – tief berührt und beeindruckt. Auch ich wagte als Moderatorin keine Nachfrage – vor dem unbestreitbaren Leiden schien das keinen Sinn zu haben.

3.

In letzter Zeit häufen sich in den Feuilletons die Artikel über den Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, festgemacht am „Aussterben“ der Zeitzeugen. Wenn ich das richtig wahrnehme, wird das allgemein mit der Befürchtung verbunden, die Zeitzeugen als die Beglaubiger der großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts würden uns fehlen, vor allem aber die Unterweisung der jüngeren Generationen werde in gewisser Weise verarmen, weil die unmittelbare Begegnung mit diesen Zeitzeugen eine persönliche Anschauung vermittelt, die allein jenen tiefen Eindruck schaffen kann, der durch die bloß mediale Vermittlung des Zeitzeugen – und sei es im bewegten Bild und O-Ton – ausbleiben muss. Gelegentlich wird das verbunden mit der bedauernden Annahme, dass nach dem Tod der Zeitzeugen die von ihnen bis jetzt bezeugte Geschichte ihren dramatischen Stellenwert verlieren und zu Geschichte im banalen Sinn werde, zu Vergangenen, mit dem man sich als Schulfach, als Bildungsgut beschäftigen muss, ohne dass der Bezug zum eigenen Leben

oder zur gegenwärtigen Gesellschaft noch deutlich werde. In anderen Worten: Der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis wird überwiegend als Verlust und Gefahr verstanden.

Das Verschwinden des Zeitzeugen habe auch ich im letzten Jahr einmal ganz unmittelbar als kommenden Verlust erlebt, als bei der jährlichen, immer etwas feierlich langweiligen Gedenkstunde zur Befreiung des KZ Neuengamme im kitschigen Hamburger Rathaus der sehr alte Vorsitzende der Häftlingsvereinigung „Amicale“ seine vermutlich letzte Rede zu diesem Anlass hielt – und sie mit einem flammenden Appell für den Antifaschismus beendete. Nur jemand wie er konnte dies noch glaubwürdig und wirkungsvoll, ohne die geringste Peinlichkeit tun.

4.

Der Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts verspricht Authentizität und ist umgeben von der Aura, die sich der Vorstellung verdankt, dass er unmittelbar das historische Drama verkörpert, das er bezeugt. Denn in der Tat geht es weniger um das, was er sagt, sondern wie er es erzählt und vor allem anderen, dass er da war, dass seiner Person noch der Geruch der Zeit anhaftet, aus der er kommt. In der persönlichen Begegnung mit solchen Zeitzeugen scheint man in direkten Kontakt mit der Geschichte zu kommen, Geschichte zum Anfassen sozusagen, ohne Umwege oder Filter, das ist das – manchmal sogar offen ausgesprochene – Versprechen des Zeitzeugen bzw. desjenigen, der ihn zur Verfügung stellt.

Damit verknüpft ist die Vorstellung, dass die Erzählungen der Zeitzeugen authentisch sind, was wohl heißen soll: direkt, glaubwürdig und unverfälscht die Wahrheit aussprechen über das Geschehene. Als Autoren und Leser von BIOS wissen wir natürlich, dass der Glaube an diese Authentizität illusionär ist, dass wir den Begriff in der Regel nur ironisch oder sonst distanzierend benutzen und dass ich mich deshalb eigentlich bei diesem Aspekt gar nicht länger aufhalten muss. Allerdings ist unsere Einsicht in die Illusion der Aura und die Unmöglichkeit von Authentizität für die meisten Menschen völlig irrelevant. Und auch wir sind, oder genauer: ich bin gegenüber beidem keineswegs unempfindlich. Der Redner von „Amicale“ hat mich stark berührt; dass eine Berliner Bekannte als Tochter von Speer auf Hitlers Schoß gesessen hat, lässt mich keineswegs kalt; und dem Dissidentenfreund aus der DDR lausche ich fasziniert und keineswegs kritisch, wenn er mir seine Stasi-Geschichten erzählt.

5.

Wie wir alle wissen, hat der öffentliche Gebrauch von Zeitzeugen für die Rekonstruktion bzw. Konstruktion von Geschichte erheblich zugenommen. Allerdings begann dieses Phänomen schon in der frühen Nachkriegszeit. In der westlichen Bundesrepublik beruhte die vielbändige Dokumentation der Vertreibung ganz überwiegend auf Zeitzeugenberichten, und die ersten historischen Bearbeitungen des Nationalsozialismus auch am Institut für Zeitgeschichte gehörten zum Genre Zeitzeugenschrifttum. (Schieder 1954 ff.) In der SBZ/DDR waren es die linientreuen ehemaligen politischen und KZ-Häftlinge, die gezielt zur Umerziehung vor allem der Jugend eingesetzt wurden, sei es als Führer durch die ehemaligen KZs oder als Zeitzeugen vor Schulklassen und FDJ-Gruppen. Die „Mitlebenden“ hatten also von Anfang an einen erheblichen Anteil an der öffentlichen Darstellung der Zeitgeschichte, und zwar zunächst in Über-

einstimmung mit den jeweiligen systemkonformen Deutungen. Erst in den achtziger Jahren wurde, z.B. im Rahmen der Geschichtswerkstätten, systematisch eine Gegenöffentlichkeit geschaffen, die sich solcher Zeitzeugen bediente, die in der oft apologetischen Meistererzählung nicht vorkamen. In der DDR dagegen behielten die alten Antifaschisten ihre Deutungshoheit und ihre Überzeugungskraft in Bezug auf die Verbrechen und Opfer Nazideutschlands fast bis zum Ende.

Seit den neunziger Jahren hat sich das Fernsehen zunehmend der Zeitzeugen angenommen und dabei die Gruppe in erheblicher Weise ausgeweitet. Da die Prominenten der dreißiger und vierziger Jahre schon länger nicht mehr unter den Lebenden weilen, waren es zunächst deren jüngere Chargen, die zwar nichts entschieden, aber einiges beobachtet hatten – oder diese Beobachtungen jedenfalls glaubhaft vertreten konnten (zuletzt Misch 2008). In letzter Zeit müssen dagegen immer mehr Kinder oder gar Enkel der Zeitzeugen-Promis herhalten, die zwar ihr Wissen auch nur aus Büchern, der Zeitung und dem Fernsehen haben, Authentizität und die Aura des verstorbenen Zeitzeugen aber durch ihre Blutsverwandtschaft mit diesen beanspruchen. Hinzu kommen sogenannte „kleine Leute“, die vor der Kamera den einfachen Soldaten, die einfache Hausfrau oder das Flüchtlingskind geben. Sie werden in der Regel – wie alle anderen Zeitzeugen – vor schwarzem Hintergrund kontextlos und effektiv ausgeleuchtet und mit solchen Erzählbrocken zitiert, die sich in das Narrativ der Filmmacher einfügen und es schmücken.

6.

Dass Zeitzeugen zu Statisten und Stichwortgebern historischer Sinnbildner werden, dass sie bestimmte Rollen einnehmen und deren Texte sprechen, steht nicht im Widerspruch dazu, dass diese Sprecher die Öffentlichkeit auch suchen und nutzen, um hier für ihre erlebte Geschichte, ihre Erfahrungen und Deutungen Anerkennung und Akzeptanz zu finden. In der Regel erfahren wir nur einen Bruchteil von dem, was sie zu sagen haben, und mancher von ihnen wird sich beschnitten und betrogen fühlen, wenn er die drei Minuten betrachtet, die von den drei Stunden seiner Erzählung übrig geblieben sind. Mehr Macht hat der Zeitzeuge bei einem persönlichen Auftritt, bei dem er eigene Schwerpunkte setzen und die ihm gegebene Zeit überziehen kann – denn einen Zeitzeugen unterbricht man nicht. Wir wissen, dass solche Zeitzeugen dazu tendieren, eine einmal gelungene Geschichte immer wieder zu erzählen, und insofern sind Rolle und Rollentext nicht einfach fremdbestimmt, sondern auch selbst entworfen. Der Wunsch nach Anerkennung dieser Geschichte – oder Zustimmung zu ihr – ist dabei kein Merkmal einer besonderen Eitelkeit, sondern der Normalfall, zu dem wir alle zählen. Unser Selbstbild und unsere Zugehörigkeiten hängen von dieser Anerkennung ab.

7.

Wir „Profis“ wissen, dass die Erzählungen der Zeitzeugen keineswegs abbilden, was geschehen ist, dass ihre Geschichten vielmehr in einem komplexen Verfahren sozial geformt und sinnbezogen konstruiert worden sind. Ich möchte dennoch die einzelnen Stufen dieser Gestaltung kurz in Erinnerung rufen. Worüber zumindest unter Historikern, aber auch unter Kulturwissenschaftlern wenig gesprochen wird, ist die Tatsache, dass wir wirklich nur zu der letzten Stufe dieses Verarbeitungsprozesses, nämlich zur

Erzählung, direkten Zugang haben, einer Erzählung, die wir entweder passiv erleben oder aber aktiv gestalten: durch unsere verbalen und nonverbalen Reaktionen. Und doch ist das letzte Produkt des Zeitzeugen seine in einer bestimmten Kommunikationssituation produzierte Erzählung, bevor wir Historiker uns ihrer bemächtigen, sie edieren, schneiden und neu zusammensetzen.

Wir haben uns angewöhnt, diese Erzählung „Erinnerung“ zu nennen; ich gewöhne mir das gerade wieder ab. Denn die Erzählung stellt nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Strom der abrufbaren Erinnerungen dar, und häufig dient sie gerade dazu, über die zentralen, bedeutsamen Erinnerungen hinweg zuspochen. Diese Erinnerungen wiederum stellen den für den Erzähler zugänglichen Teil seiner Erfahrungsaufschichtung dar, so wie in diese Erfahrungen vor allem diejenigen Erlebnisse eingehen, die aneinander anschlussfähig waren. Diese Erlebnisse schließlich bilden nur einen Ausschnitt aus den Ereignissen, bei denen der Zeitzeuge überhaupt anwesend war. Nur diejenigen tauchen in der Erzählung auf, die es durch die zahlreichen Filter geschafft haben. In anderen Worten: Wir haben nur zu einem winzigen Ausschnitt der subjektiven Erlebnisgeschichte unserer Zeitzeugen Zugang – und dieser Ausschnitt ist umso kleiner, je enger die Erzählsituation definiert und inszeniert ist – d.h. je öffentlicher die Situation ist, in der unser Zeitzeuge spricht. Dagegen wächst in solchen Situationen die Gefahr, dass der Zeitzeuge gerade nicht über das spricht, was er selbst erlebt hat.

8.

Für die Sprechsituation des Zeitzeugen hat der us-amerikanische Kulturwissenschaftler Anthony Appiah das Konzept des Drehbuchs benutzt. (Appiah 1994) Die Drehbücher der biographischen Erzählung haben die doppelte Funktion, biographischen Sinn und soziale Zugehörigkeit festzuschreiben. Sie sind besonders wichtig für Mitglieder solcher Gruppen, die auf Grund gemeinsamen Leidens oder eines gemeinsamen Zukunftsprojekts auf die Ähnlichkeit mit und Zugehörigkeit zu einer Gruppe angewiesen sind. Appiahs Beobachtung wurde geschärft an den sozialen und kulturellen Bewegungen der USA und ihren *identity politics*. Sie bieten aber auch ein wertvolles Instrument für biographisches Erzählen und Zeitzeugenauftritte in unseren Zusammenhängen. Denn Appiah sieht das durch Drehbücher vorgegebene Sprechen äußerst kritisch. Nicht nur weiß er, dass die meisten Menschen verschiedenen Drehbuchkollektiven angehören, sondern er geht ebenfalls davon aus, dass die Erfahrungen und Erinnerungen der Erzähler notwendig komplexer sind als jene Drehbücher es erlauben, denen sie unbewusst zu folgen versuchen. Die Erwartungen an den öffentlichen Zeitzeugen aber verstärken häufig die Macht des Drehbuchs, weil die Erzähler ja gerade unter dem Gesichtspunkt ausgewählt und angesprochen wurden, welche Rolle sie ausfüllen können, also welchen Drehbuchtext sie zu produzieren versprechen. Unter dem Gesichtspunkt öffentlichen Gedenkens sind die Drehbücher wichtig, weil sie persönlich beglaubigen, was als „Wissen“ und Deutung schon etabliert ist. Für Historiker dagegen sind Drehbücher wegen ihrer Vorhersagbarkeit auf Dauer nur von begrenztem Interesse.

9.

Nach 1989 erzählte mir eine ältere Lehrerin aus der DDR von dem Auftritt eines ehemaligen Spanienkämpfers in ihrer damaligen Schulklassse. Seine druckreife Erzählung über die Erlebnisse als Mitglied einer „internationalen Brigade“ war durch die militärtechnische Zwischenfrage eines interessierten Schülers plötzlich und unerwartet aus dem Konzept gebracht worden. Er verhedderte sich, verlor sich in einzelnen Geschichten und entwickelte schließlich einen neuen Erzählfaden, den die erschrockene Lehrerin alsbald als die Geschichte eines Mitglieds der „Legion Condor“ ausmachte. Sie stoppte den Erzähler, bevor dieser Austausch des Drehbuchs auch von den Schülern bemerkt wurde. So ihre Geschichte.

Die folgende Szene habe ich selbst erlebt, und zwar im Rahmen eines politischen Bildungsprojekts der Körber-Stiftung in Hamburg.¹ Ich sollte russlanddeutsche Einwanderer öffentlich über ihr Leben erzählen lassen, um das Verständnis der Hamburger Aufnahmegesellschaft für die schwierige Vorgeschichte ihrer Ankunft in Deutschland zu schärfen. Der älteste Interviewpartner erzählte die typische Lebensgeschichte seiner Altersgruppe: Er war als Sechzehnjähriger bei Kriegsausbruch zur Zwangsarbeit deportiert worden, nachdem schon Ende der dreißiger Jahre sein Vater erschossen und sein Bruder ins Gefängnis gesteckt worden waren. Seine Erlebnisse im Lager waren schrecklich, zugleich gelang es ihm aber, sich während seiner Internierung in verschiedenen Bauprojekten einen Namen zu machen und auf seine Erfahrung im Lager später eine beachtliche berufliche Karriere als Bauleiter mit engem Kontakt zu dem zuständigen Minister aufzubauen. Nach den Gründen für seinen Auswanderungsentschluss Ende der neunziger Jahre gefragt, gab er die einleuchtende Erklärung vom Verfall des Rubels und den besseren ökonomischen Chancen für seine Söhne. An dieser Stelle wurde er aber unterbrochen: Ein Mann aus dem Publikum, aktiv im Hamburger „Verein Deutscher, die aus Russland kommen“, reichte ihm einen Zettel mit einigen Zeilen in russischer Sprache. Er las ihn und setzte neu an: Der Hauptgrund seiner Ausreise sei die fortgesetzte Verfolgung der Deutschen in Russland gewesen.

Die Geschichte zeigt plakativ, was auch sonst der Fall ist: Über die Einhaltung der Drehbücher wird gewacht, sicher seltener in Gestalt eines strengen äußeren Kontrolleurs, häufiger durch die innere Repräsentanz der Gruppe, die als Autorenkollektiv für das Drehbuch verantwortlich zeichnet. Anders als der Spanienkämpfer der „Legion Condor“, der ein geheimes Drehbuch aus Versehen geöffnet hatte, hatte mein russlanddeutscher Gesprächspartner das *setting* verwechselt: In das öffentliche Sprechen vor einem auch deutschen Publikum gehörte die Erzählung von der russlanddeutschen Erfolgsstory in der Sowjetunion und der ökonomisch begründeten Migration nicht hinein, während sie in den Erzählungen der Russlanddeutschen untereinander (und in russischer Sprache) durchaus ihren Platz hatte.

10.

Bisher ist vom Zeitzeugen im Sinne eines öffentlichen Zeugen die Rede gewesen, einem der „auftritt“, sich der Öffentlichkeit seiner Sprechsituation bewusst ist, einer, der mit Auszügen aus seiner Erzählung für öffentliche Zwecke benutzt wird. In diesen

1 Ausführlicher zu diesem Projekt Wierling 2007.

Kontexten kommt es selten zum Durchbruch solcher Erinnerungssegmente, die nicht in das dominante Drehbuch passen. Anders ist es im professionell angelegten und geführten Oral-History-Interview. (Wierling 2003) Nicht nur überdeckt die Intimität der Gesprächssituation die Verwertbarkeit des Interviews für einen öffentlichen Zweck, vor allem scheint die Zeit für das Gespräch unbegrenzt. In biographischen Interviews wird deshalb die Lebensgeschichte in der Regel in drei Durchgängen erzählt, die sich nicht nur durch den Grad der Steuerung, d.h. durch zunehmende Intervention des Interviewers mit Fragen unterscheiden, sondern häufig auch durch die dabei zusätzlich auftauchenden Drehbücher und dadurch, dass im Interview Vertrauen und Selbstvertrauen wachsen, Kontrollverlust einsetzt und kleine Schleusen sich öffnen, durch die dann solche unwillkürlichen Erinnerungen verfügbar und vor allem: erzählbar werden.

11.

Es ist das erklärte Ziel eines Oral-History-Interviews, diesen Kontrollverlust zu ermöglichen (ohne ihn manipulativ herbeizuführen). Neben der Bereitstellung von viel Zeit und Raum zum Erzählen interveniert der Interviewer durch zunehmend gezieltere Fragen. Die wichtigste professionelle Intervention jedoch geschieht nach dem Interview durch die systematische Befragung des Textes aus der Haltung einer kritischen Geschichtswissenschaft. Das Interview wird dabei zur Quelle für die subjektive Deutungsgeschichte eines bestimmten Individuums, das für das Erleben einer bestimmten Epoche oder eines einzelnen Ereignisses steht, eine soziale Klasse oder Bewegung, eine Region oder Nation repräsentiert.

Hier geht es nicht um Details der Auswertung, um bestimmte Methoden oder theoretische Ansätze, sondern allein um die Grundhaltung der kritischen Befragung. Allerdings ist für Historiker die Interpretation der Deutungsgeschichte nicht völlig von der Rekonstruktion der Realgeschichte zu trennen. Es gilt also auch, Erzählung, Erlebnis und Ereignis als Zusammenhang zu überprüfen. Meine eigene Praxis beruhte fast immer auf der Kombination schriftlicher und mündlicher Quellen, auf der Einbeziehung verschiedener Perspektiven und der Suche nach Ego-Dokumenten aus unterschiedlichen Zeitschichten. (Wierling 1987 und 2002) Gelegentlich erlaubt es diese Quellenkombination, die Geschichte von Geschichten teilweise zu rekonstruieren, und ansatzweise ist es auch möglich, den zeitgebundenen Wandel solcher Geschichten zu verstehen bzw. die Entstehung bestimmter Versionen zeitlich zu verorten. Durch die Einbeziehung konventioneller Quellen lässt sich darüber hinaus erstaunlich häufig ein enger Bezug zwischen dem erzählten Erlebnis und dem rekonstruierbaren Ereignis feststellen. In anderen Worten: Diese Erzählungen erweisen sich sehr viel häufiger als „zuverlässig“ im konventionellen Sinn, als manche Kritiker es unterstellen (z.B. Fried 2004).

Aus der Perspektive einer kritischen Geschichtswissenschaft geht es aber nicht in erster Linie darum, die Interviews in diesem Sinn auf ihren „Wahrheitsgehalt“ hin zu überprüfen, um sie nach der Kontrolle als brauchbar zu akzeptieren oder als unbrauchbar zu verwerfen. Im Sinne einer Deutungsgeschichte ist es wichtiger, dass der Interviewte wahrhaftig ist, also selbst an seine Geschichte glaubt. Auf dieser Basis wird der Text zum Gegenstand von Interpretation und Analyse, deren Ziel die Aufde-

ckung im Hinblick auf seine Komplexität, Konstruiertheit, Widersprüchlichkeit und Mehrdeutigkeit ist.

Diese Haltung ist nicht nur dem Historiker angemessen. Sie kann auch als leitende Idee für historische Bildung überhaupt gelten. „Komplexität aushalten“ erklärte der Geschichtsdidaktiker Schörken zum zentralen Lernziel der Geschichte. Er meinte nicht nur Schüler.

12.

Die von mir hier etwas ausführlicher dargestellte professionelle Oral History steht in mancher Hinsicht im direkten Gegensatz zum öffentlichen Umgang mit dem Zeitzeugen, bei dem dieser gerade nicht kritisch befragt werden kann, sondern durch seine vermeintliche Authentizität und die Aura seines Leidens oder seiner Taten unmittelbar und eindeutig überzeugen soll – indem er im Zuhörer entsprechende Identifikationen auslöst, ihn emotional berührt und vereinnahmt. Ich ende mit einer letzten Szene, die das im Extrem zeigt – eine von mir moderierte Veranstaltung, in deren Mittelpunkt Eva Kor stand, eine jetzt in den USA lebende Jüdin, die als Kind mit ihrer Zwillingsschwester Mengeles Experimente in Auschwitz überlebt hatte. Sie spielt heute unter Holocaustüberlebenden eine umstrittene Rolle, weil sie nicht nur öffentlich erklärt hat, den deutschen Tätern verzeihen zu haben, sondern auch alle anderen Opfer zu diesem Akt des Verzeihens vehement und öffentlich aufgefordert hat. Vor dem Gespräch wurde ein Film über Eva Kor gezeigt, der auch Stoff für Irritation und kritische Nachfragen geboten hätte.² Aber meine Befürchtung, ein überkritisches Publikum zurückhalten und meine Zeitzeugin beschützen zu müssen, bewahrheitete sich nicht. In einem mit circa 300 Menschen voll besetzten Saal verwandelte sich die Veranstaltung in eine Art evangelikales Erweckungsereignis, bei dem Redner aus dem Publikum aufstanden, eigene und höchst persönliche Erfahrungen mit dem Verzeihen und Um-Verzeihung-Bitten erzählten und die Zeitzeugin um Rat baten, den sie auch mit großem Selbstbewusstsein gab. Am Ende des Abends bildete sich eine lange Schlange vor ihrem Sessel, und die Kommunikation zwischen ihr und den einzelnen Zuhörern nahm den Charakter einer Pilgerschaft an, eine kollektive Bitte um Segen und Heilung. In dieser gottesdienstähnlichen Veranstaltung war sie die Priesterin. Hätten wir nur den Film gesehen, wäre die Diskussion sehr anders verlaufen. Es wäre hartnäckiger gefragt worden, warum Eva Kor im Verzeihen eine Lösung ihres Lebensproblems sieht, warum dies für andere Holocaustüberlebende eine Provokation darstellt und warum sie selbst sich weigert, mit Palästinensern in ein ernsthaftes Gespräch einzusteigen, geschweige denn, ihnen ihre Aggression gegen Israel zu verzeihen.

Die beschriebene Situation verweist besonders deutlich auf das Problem, das der mitlebende Zeitzeuge für die Zeitgeschichte darstellt. Aus der Perspektive einer Zeitgeschichte, die auf Multiperspektivität, auf Komplexität und auf Uneindeutigkeit aus ist, stellt der anwesende Zeitzeuge zweifellos ein solches Problem dar. Die Veränderung, die sich durch das allmähliche Verschwinden der Zeugen für das Verhältnis zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts vollziehen wird, ist deshalb nicht nur zu befürchten, sondern auch zu erhoffen. Die vielbeschworene Bedeutung der unmittelba-

2 Bob Hercules, Chri Pugh: Forgiving Dr. Mengele, USA 2006.

ren Begegnung mit den Zeitzeugen ist nämlich nur auf den ersten Blick ein produktiver Moment. Selten geht er über Ehrfurcht, Scheu, Identifikation und im Extrem Überwältigung hinaus. Das ist aber nicht die Haltung, aus der ein Geschichtsbewusstsein entsteht, bei dem Empathie mit Distanz verbunden wird und das historische Subjekt „Zeitzeuge“ auch kritisch befragt werden kann. Deshalb richtet sich mein Schlussplädoyer zwar auf die systematische Sammlung und Auswertung von Lebensgeschichten als historische Quelle, aber auch auf die Befreiung der Zeitgeschichte vom Zeitzeugen.

LITERATUR

- Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.
- Rothfels, Hans (1953): Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), 1-8.
- Schieder, Theodor (1945 ff): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, 8 Bde., München.
- Misch, Rochus (2008): Der letzte Zeuge. „Ich war Hitlers Telefonist, Kurier und Leibwächter“, Zürich/München.
- Appiah, Anthony K. (1994): Identity, Authenticity, Survival. Multicultural societies and social reproduction, in: Amy Gutman (Hg.): Multiculturalism, Princeton, 149-163.
- Wierling, Dorothee (1987): Mädchen für Alles. Lebensgeschichte und Arbeitsalltag städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Bonn/Berlin.
- Wierling, Dorothee (2002): Geboren im Jahr Eins. Der Geburtsjahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie, Berlin.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7, Stuttgart.
- Wierling, Dorothee (2007): Deutsche aus Russland – Russen in Deutschland. Ein erfahrungsgeschichtlicher Blick auf Russlanddeutsche in der Bundesrepublik, in: Zeitgeschichte in Hamburg, (Hg.): Von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), Hamburg.
- Fried, Johannes (2004): Der Schleier der Erinnerung, München.